Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 99 (1954)

Heft: 6

Anhang: Das Jugendbuch : Mitteilungen über Jugend- und Volksschriften : herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Schweiz. Lehrervereins : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Februar 194, Nummer 1-2

Autor: Cornioley, Hans / W.L. / M.B.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS JUGENDBUCH

MITTEILUNGEN ÜBER JUGEND- UND VOLKSSCHRIFTEN

Herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Schweiz. Lehrervereins · Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung

FEBRUAR 1954 20. JAHRGANG NUMMER 1/2

Bemerkungen zum Schundliteratur-Problem

Vortrag, gehalten am 16. Mai 1953 in Baden, an der Delegiertenkonferenz der aargauischen Kantonalkonferenz

Mit «Schund» wurde ursprünglich das Ergebnis des «Schindens», nämlich des Säuberns einer Tierhaut, bezeichnet. Schund waren also die nicht verwendbaren Abfälle, die auf dem Schindanger landeten. Das Wort ist nicht sehr alt und vermutlich in Angleichung an «schwinden/Schwund» oder «springen/Sprung» usw. entstanden. Im einstigen Sinn konnten die Meinungen darüber nicht auseinandergehen, was Schund war und was nicht. Wenn wir heutzutage etwa Kartoffeln schälen, «Härdöpfel schinte», wie unsere Mundart es nennt, so wissen wir die beiden Ergebnisse auch genau voneinander zu unterscheiden: hier gibt es die blossen Kartoffeln in ihrer weissen oder gelben Pracht, dort die «Schinti», d. h. den Schund. Dass es gesund sei, sich auch den Kartoffelschund einzuverleiben, ist eines der Geschenke der neueren Vitaminforschung, das wir durchaus willkommen heissen, denn damit ist wenigstens auf *einem* Gebiete das Schundproblem befriedigend gelöst.

Mit «Schund-Literatur» oder eigentlich richtiger «Literatur-Schund» muss auf Grund der Wortbedeutung etwas gemeint sein, das als Ergebnis einer bestimmten Tätigkeit sich als Abfall erweist, der zum Wegwerfen übrigbleibt und zu etwas anderem nicht taugt. Diese Tätigkeit kann keine andere sein als das aufmerksame, wertende Lesen in der kleinsten und in der grössten Form und in allen Zwischenformen vom Einzelfall der Lektüre eines einzelnen Werkes durch einen einzelnen Leser bis zu der langsamen, gewaltigen, unerbittlichen Trennung, die die Richterin Zeit vornimmt.

Zum Schinden einer Tierhaut oder einer Kartoffel bedarf es geringer Voraussetzungen. Von jedermann wird auf der einen Seite die wertvolle Haut oder Kartoffel, auf der andern Seite der «Schund» erkannt und dementsprechend behandelt. Wieviel schwieriger ein solches wertendes Auseinanderhalten auf dem Gebiete der Literatur ist, ist Ihnen bekannt. Wer sich den Unterschied zwischen jener physischen Trennung und Wertung und der geistig-seelisch-ästhetischen auf literarischem Gebiete vergegenwärtigt, der hätte viel Grund, den Mut sinken zu lassen und zu glauben zu beginnen, er schicke sich an, den Kampf mit einem siebenköpfigen Drachen zu entfesseln, mit einem Drachen, der erst noch die komfortable Untugend besitzt, einen abgeschlagenen Kopf alsobald durch einen neuen zu ersetzen.

Und doch! Hätten wir Anspruch auf den Titel eines Erziehers, wenn wir verzweifeln und dem Drachen sein Raub- und Mordgebiet unbestritten überlassen wollten? Treten wir näher und betrachten wir sie genau, die Opfer, die Waffen des Feindes und den Feind selber!

Ich möchte einmal einen durchaus

durchschnittlichen Leser von Schundliteratur

in seiner Entwicklung möglichst genau verfolgen. Im Kampf um die lesende Jugend begehen wir vielleicht dann und wann den Fehler, dass wir zuwenig nach den Kausalzusammenhängen in konkreten Einzelfällen forschen. Mit andern Worten: Wir betrachten das Problem mehr in seinem horizontalen als im vertikalen Ausmass. Am Beispiel des Knaben Walter erhalten wir doch wahrscheinlich einige wesentliche Einsichten, die uns ein bisschen weiterhelfen können.

Walter besuchte die Primar- und Sekundarschule seiner Vaterstadt. Er war, wie er mir sagte, ein guter Schüler und schrieb während seiner ganzen Schulzeit Aufsätze, die auf eine gewisse Begabung schliessen liessen. Wie er, 13- oder 14jährig geworden, Schundhefte zu lesen anfing, daran erinnerte er sich später nicht mehr. Die meisten Heftchen bekam er von Kameraden geliehen, denn zum Kaufen verfügte er nicht über Taschengeld genug, und zum Stehlen fehlte ihm die unbezwingliche Gier. Die Detektiv- oder Indianergeschichten las er sehr aufmerksam, doch ohne Leidenschaft. Er führte eine genaue Kontrolle über seine Lektüre, indem er in einem Büchlein Kolonnen anlegte, die oben mit dem Titel der verschiedenen Heftserien und links mit fortlaufenden Nummern versehen waren, so dass für jede Nummer jeder Serie eine Stelle entstand, die ein Zeichen bekam, wenn das betreffende Heft ausgelesen war. Theoretisch erblickte Walter also sein Ziel darin, sämtliche Nummern sämtlicher Reihen zu lesen, und beinahe wurde das Ausfüllen der Kolonnen spannender als die Lektüre selber. Was will man — Geheimnisse einer Knabenseele! Die Zahl der Buffalo-Bill-Hefte, der Nick-Carter-, der Texas-Jack-, der Nat-Pinkerton-Hefte, die als «gehabt» getreulich rubriziert wurden, wuchs beständig an. Es lässt sich durchaus nicht behaupten, die Hefte hätten auf Walters Gemüt einen aufreizenden oder sonstwie verderblichen Einfluss ausgeübt. Es wurden keine asozialen Instinkte geweckt oder suggeriert. Der Knabe hatte noch nicht so ausgeprägte Feinde, dass er aus den Heften oder durch die Lektüre gelernt hätte, wie sie am komfortabelsten umzubringen wären. Man muss vielmehr sagen, dass Walter ein Beispiel dafür war, dass durch die Schundlektüre negative Affekte auf unschädliche Weise — ich will gewiss nicht behaupten «sublimiert», aber doch abreagiert werden können; dies *ist* möglich; es kommt sicher vor, und es wäre falsch, es ausser acht zu lassen oder zu bestreiten. Selbstverständlich ist aber damit die Schundliteratur nicht etwa zum automatischen Therapeuten befördert und entschuldigt!

Es fehlte zu Walters Schulzeit — wie er selbst bestätigte — nicht an ausgezeichneten Lesebüchern mit all den herrlichen Belegen einer grossen, formal und inhaltlich bedeutenden Literatur, Blüten aus dem Garten der deutschen Sprache. Was aber offenbar fehlte, war ein Deutschlehrer, der ausser mit dem Kopf den Garten auch mit dem Herzen betreut und das Fach Deutsch den grossen Buben

angenehm oder gar liebenswert gemacht hätte. Jeder Schüler lehnte den Lehrer ab. Sein Wesen sei dürr, vergrämt, gehässig, misstrauisch, humorlos, von vorneherein irgendwie feindselig gegen die Schüler eingestellt gewesen. So geschah unvermeidlich, was nicht der Schüler, wohl aber der Lehrer hätte voraussehen müssen: die Spannung zwischen Deutschlehrer und Klasse erweiterte sich zur Spannung zwischen Klasse und Fach. Die an sich ohne jeden Zweifel vorhandene Freude der Schüler an der schriftsprachlichen Form ihrer Muttersprache und an den Schätzen der Poesie und Prosa verdorrte und verkümmerte selber. Die logische Folge davon war nicht überraschend: die Klasse leistete im Deutschunterricht nur das unbedingte Minimum und versuchte sich im übrigen mit allen Mitteln um alles zu drücken, was nach Lesebuch und Aufsatz roch — Goethe und Schiller und Gottfried Keller hin oder her. Unter solchen Bedingungen in der Freizeit das normale Lesebuch anzurühren, wenn es nicht unabwendbare Pflicht befahl, war ausgeschlossen. Der Lehrer ärgerte die Schüler; also gab es für Buben in jenem Alter seelisch nichts anderes, als die Regel «Auge um Auge, Zahn um Zahn» zu befolgen, nämlich nicht nur dem gesamten Ärgerkomplex (die Sprache, wie gesagt, inbegriffen) mit jedem möglichen und als tauglich befundenen Mittel auszuweichen, sondern den Lehrer auch ihrerseits zu ärgern, indem sie bei den bestimmt nicht schulgerechten Schundheften Zuflucht nahmen, um den natürlich immer noch vorhandenen Lesehunger zu stillen, bei jenen Heften, wo das Risiko, einen der Lesebuchautoren mit grossem Namen anzutreffen, äusserst gering war. Noch mehr: die *Schulbibliothek* wurde ohne weitere Überlegung von der reaktiven Ablehnung mitbetroffen, denn erstens war sie mit ihren Beständen eine nicht sehr weit vom Lesebuch und vom Deutschunterricht entfernte Angelegenheit; zweitens stand sie unter der Kontrolle von Lehrern, Deutschlehrern, und man hatte ja am eigenen schon schwer genug zu tragen . . . Also Schulbibliothek? Nein.

Wie verhielt es sich aber mit der *Hausbücherei* in Walters Familie? Da gab es angeblich ausser einer Tageszeitung und einem oder zwei frommen Sonntagblättern ein kleines Wandgestell mit etwa einem Dutzend Bücher in gleichem Einband — hübsch, ja beinahe vornehm zum Anschauen. Aber auf dem Buchrücken stand der Name Gotthelf; aha, das war auch einer der Lesebuchlieferanten; ferner sah Walter nie jemand in einem der Bücher lesen (zwar wurden sie von Zeit zu Zeit zusammen mit den Möbeln abgestaubt); die Bücher dienten also in erster Linie als eine Art Wandschmuck. Dann gab es noch ein dickes Doktorbuch, aber das war selbstverständlich versteckt, weil man aus ihm hätte erfahren können, woher die Kinder kommen, und das auf eine sachlich-anständige Weise zu erfahren, schien verboten zu sein. Wahrscheinlich las Walter auch deshalb die Schundhefte nicht ungern, weil er hoffte, er werde dort über manches aufgeklärt, was die grossen Leute zu verschleiern trachteten und als ihr geistiges Eigentum betrachteten.

Er befasste sich rund zwei Jahre lang mit der Schundlektüre. Was sich in den Geschichten ereignete, vergass er ziemlich rasch. *Eine* Erzählung unter den vielen blieb ihm allerdings jahre-, ja jahrzehntelang deutlich in Erinnerung, und gerade diese kleine Ausnahme dürfte beweisen, dass sich im Entwicklungsalter — und wahrscheinlich in jedem Alter — beim Lesen seelische Prozesse abspielen, die in positiver oder negativer Richtung wichtig sind. Es handelte sich um das Heft «Wie Texas Jack seinen Vater fand». Walter war bis zu Tränen gerührt über das glückliche Ereignis, und das will für einen Buben in den Reife- und Flegeljahren nicht wenig heissen — und einem Psychologen sagt es sogar sehr viel.

Nun, Walter verliess die Schule, machte seine Berufslehre, lernte andere Kameraden, andere Lehrer, andere Bücher kennen, wurde persönlich urteilsfähiger, begeisterte sich — zweifellos besser geführt und angeregt als vorher — an den Meisterwerken der deutschen Literatur in Prosa und Poesie. Betrüblich an dieser Epoche der Versöhnung und Gesundung war jedoch die Tatsache, dass die Bibliothek der betreffenden Berufsschule mehr verteidigt als verwaltet wurde, dass nämlich die Jünglinge nicht nur keinen freien Zugang zu den Büchern hatten — eine Holzschranke stand da wie eine Barriere an einer Landesgrenze —, dass der Lehrerbibliothekar den Kunden ihre Lektüre befehlen oder verbieten wollte, dass er einem lieber viermal Storms Pole Poppenspäler in die Hand drückte, als einen Wunsch zu erfüllen, der ihm, dem Verteidiger seiner Schätze, absonderlich vorkam. Dieses übertrieben altmodische Verhalten hatte weiter keine schädliche Wirkung, als dass Walter und seine Kameraden die Bibliothek möglichst mieden, was immerhin nicht gerade der Zweck einer Bibliothek sein soll. Die Jünglinge verschafften sich ihre Freizeitlektüre durch gegenseitigen Austausch oder durch Ankauf mit möglichst geringen Auslagen, und es handelte sich in der Regel nicht mehr um Schundliteratur, sondern um Werke hervorragender Verfasser.

Die Jahre kamen und gingen. Abschliessend ist über Walter zu melden, dass er, als er selber die Leiden und Freuden eines Vaters durchzumachen hatte, seine Tochter von Anfang an — als sie die Bücher nicht mehr als insgesamt einzig zum Zerreissen bestimmt betrachtete — in seiner umfangreichen Bücherei frei auswählen liess und seine Anteilnahme an ihrer Lektüre bekundete. Eigenartig früh seien dem Mädchen ausser russischen Märchen Gotthelfs Schwarze Spinne und Buschs Fromme Helene zu besondern und bleibenden Lieblingen geworden. Es habe kaum einmal ein dummes Backfischbuch oder andern Schund gelesen und beweise stets einen guten Geschmack.

Der Fall Walter ist, wie anfangs angedeutet, darum ziemlich eingehend mitgeteilt worden, weil er für Tausende oder gar Millionen aufwachsender Knaben und Mädchen als typisch, d. h. als durchschnittlich gelten kann. Er erlaubt uns einige Betrachtungen, mit welchen versucht werden soll, das Problem der Schundliteratur zu erkennen, zu erklären und damit vielleicht um einen Schritt seiner Lösung näher zu bringen.

Die Individualität

Kein Mensch ist vorsichtig genug, seine Eltern rechtzeitig auszulesen. Er betritt diese Welt ungefragt, und er ist ohne eigenes Dazutun ein geheimnisvolles, niemals wiederkehrendes Gemisch seiner beiden Eltern, der vier Grosseltern, der acht Urgrosseltern und so weiter rückwärts in der Ahnenreihe bis in die Dämmerung der Urzeit und des Beginns alles Lebens. Nie ermisst man und wird man ermessen können, welche Summe von wegbestimmenden Gegebenheiten ein Kind mit auf die Welt bringt, ob einen Heiligen oder einen Teufel aus ihm zu entwickeln durch die Erbmasse verheissen oder gedroht wird. Solange es Menschen gibt, wird man schwanken zwischen zwei extremen Auffassungen, nämlich der optimistisch-horizontalen, die *Erbanlage* sei bedeutungslos im Vergleich zur *Umweltwirkung* im allerweitesten Sinn des Wortes, und der pessimistisch-vertikalen, kei-

nerlei Umweltwirkung könne eine Erbanlage ändern. In Andersens tiefsinnigem Märchen vom hässlichen jungen Entlein steht die Schlussweisheit: «Es schadet nichts, im Entenhofe geboren zu sein; wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat.» Das wäre die positive Seite der pessimistischen Auffassung, die Erbanlage gebe den Ausschlag. Negativer drückt sich ein kurzes, sehr anschauliches russisches Sprichwort aus: «Setz ein Schwein an einen Tisch; gleich hält es die Füsse droben.» Das heisst: Schwein bleibt unter allen Umständen Schwein. Die Überzeugung vom wichtigen Anteil der Umwelt, also der Gewöhnung und Erziehung, ja sogar von der Pflicht, das auf uns Überkommene bewusst weiterzubearbeiten, liegt in Goethes wunderschönem kleinem Gleichnis: «Gott schenkt die Nüsse, aber er knackt sie nicht auf.» Gott schenkt die Kinder mit all ihren angeborenen Eigenschaften, aber er überlässt den Menschen, sie zu behandeln.

Auf unser Schundliteraturthema angewendet, stehen wir vor der ebenso tröstlichen wie beunruhigenden Tatsache, dass die individuelle Erbanlage eine «Gleichheit», deren juristische und verfassungsmässige Annahme wir selbstverständlich nicht bemängeln, vollständig ausschliesst, dass wir uns im Guten und im Bösen mit vorhandenen Anlagen abzufinden haben, dass wir aber niemals in einen deterministischen Fatalismus verfallen dürfen. Der angesehene Verwalter der Anstalt Uitikon hat es in einem Vortrag vor einiger Zeit gesagt: «Schundliteratur schadet den starken Naturen nicht, wohl aber den schwachen.» Damit ist aus reicher Erfahrung heraus der mögliche Einfluss der Schundliteratur festgehalten. Ihn zu bestreiten, wäre ebenso närrisch, wie wenn man bestreiten wollte, dass ein Sturmwind die schwachen Bäume knickt und die starken stehenlässt, dass ein Baum an schattiger Halde anders wächst als ein sonnseitig stehender, dass ein Haustier durch eine gute oder schlechte Umgebung oder Behandlung zum Guten oder zum Schlechten beeinflusst wird. Wir selber als Erwachsene müssten dann bestreiten, diese oder jene positive oder negative Begebenheit auf unserem bisherigen Gang durchs Leben sei irgendwie bedeutsam gewesen, und wir müssten behaupten, keine solche Begebenheit habe Spuren hinterlassen und sie hätte ebensogut anders verlaufen oder unterbleiben können. Es gibt kein achselzuckendes Verschanzen hinter die Mauern der Erbanlage, am allerwenigsten bei einem Erzieher aus Beruf oder gar aus Berufung, solange er überhaupt Anspruch darauf erhebt, als Erzieher ernst genommen zu werden. Ein Erzieher *muss* ja von Grund auf, von seinem ganzen Wesen aus, seiner gesamten Zielsetzung gemäss «ziehen» wollen, d. h. ein bestimmtes Objekt (hier das Kind, den unerwachsenen Menschen) auf einem bestimmten Weg einem bestimmten Ziel entgegen, und damit gibt er ja unzweifelhaft zu erkennen, dass er nicht annimmt, ein un-gezogenes = ungezogenes = unerzogenes Objekt gehe auch ohne Führung und Lenkung, aus innerer Gewissheit und Unabänderlichkeit heraus den einzig möglichen Weg.

Die Eltern

allgemeiner gesagt «die Grossen», sind die ersten Vorbilder des Kindes. Hätten Walters Eltern in ihrer Freizeit dem Lesegut und dem Lesevorgang an sich gegenüber grössere Anteilnahme bekundet, sei es mit eigenen oder mit entlehnten Schriften, so wäre höchstwahrscheinlich die Mindestwirkung die gewesen: der Knabe hätte sich für das, was die Eltern gelesen hätten, interessiert, und es wären auf die eine oder andere Weise Hunderte von Gesprächen über die Lesestoffe und über das Lesen im ganzen entstanden. Jeder Vater, jede Mutter, jeder Erwachsene, der irgendwie mit Kindern zu tun hat, könnte wissen, dass sie das Buch, das gedruckte Wort, die Bilder und alle einem Werk entsteigenden Gestalten und Vorgänge ungewöhnlich ernst nehmen, weil sie unbewusst von dem Zauber beeindruckt sind, dass zwischen zwei Deckeln, in kleine Zeichen gebannt, ihnen die ganze bunte Welt mitsamt ihren eigenen Erlebnissen und Gedanken entgegenkommt. Es entspricht der geistigen Entwicklungsstufe des jungen Menschen, dass die Buchwirklichkeit und die Weltwirklichkeit viel weniger getrennt sind als bei den Erwachsenen. Darum wird ein ernsthaftes Gespräch über Bücher und Figuren und Begebenheiten, die aus Büchern stammen, jederzeit von ungewöhnlichem Werte sein. Ein junger Leser, dessen Lektüre aufrichtige Beachtung findet, fühlt sich verstanden, wird unwillkürlich mit vermehrter Aufmerksamkeit weiterlesen, wird zu werten und zu urteilen beginnen, wird — was sehr wichtig ist — auf den Namen des Verfassers achten, wird Schritt für Schritt einem uns allen als Ideal vorschwebenden Maximum von Schönheit, Wahrheit und Güte sich nähern — ich sage «nähern», nicht «er wird es jemals erreichen». Könnten wir uns etwas anderes wünschen?

Der Lehrer, vor allem der Deutschlehrer

Ihm messe ich im Kampf gegen die Schundliteratur eine äusserst wichtige, ja die wichtigste Rolle zu. Es lässt sich ja nicht an der Tatsache vorbeisehen, dass in vielen Familien die Eltern oder andern Erwachsenen weder geistig noch materiell in der Lage sind, ihren Kindern als literarische Ratgeber oder auch nur als Gesprächpartner irgendwie behilflich zu sein. Die Verschiebung der literarischen Erziehung von der Familie auf die Schule ist eine Notwendigkeit, die bei allem grundsätzlichen Bedauern nicht mehr zu vermeiden ist und in der Auswirkung auch ihre guten Seiten zeitigen kann. Denn so befindet sich — in zahlreichen Fällen wenigstens — die literarische Erziehung im Bereich von Kennern, die über Ziel und Mittel klarere Vorstellungen haben als die Familienangehörigen. Was hat im Zusammenhang mit der Schundliteratur der Lehrer und allgemein die *Schule* für Aufgaben? Aus der Geschichte Walters haben wir erfahren, dass der Deutschlehrer ganz besonders die Kunst beherrschen sollte, geachtet, geliebt, ja verehrt zu werden von seinen Schülern. (Wenn ich die Bezeichnung «Lehrer» brauche, so ist sie als Berufsbezeichnung gemeint, die selbstverständlich auch für eine weibliche Trägerin des Amtes gilt.) Der geliebteste und verehrteste Lehrer ist, glaube ich, auch der beste Garant für die Beliebtheit seines Faches und für die Bereitschaft der Schüler, wegweisenden Bemerkungen Gehör zu schenken und auch in der Freizeit dem Lehrer und seinem Fach alle Ehre anzutun und das zu unterlassen, was ihn oder es kränken, schädigen oder schänden könnte. Dann käme auch das Lesebuch zu Ehren, würden die in ihm auftretenden Verfasser positiv beachtet, würde irgendwelchen unbekannten Schreibern gegenüber Skepsis geübt, würde unwillkürlich die Privatlektüre wertend und auslesend mit der Schullektüre verglichen, würden literarische «Fehltritte» ohne innere Lust am Widerspruch bald einmal in Ordnung gebracht. Dem Lehrer, der für selbstverständlich hielte, regelmässig und ziemlich häufig während des Unterrichts sich mit der persönlichen Lektüre der Schüler zu befassen, nicht als nörgelnder Zensor,

sondern als Partner unter Gleichberechtigten, diesem Lehrer wäre ein günstiger Einfluss wohl möglich.

Dazu aber gehört die fortwährende Kontrolle der Benützung der

Schulbücherei,

von der ich nicht aufhöre zu vermuten, sie könne die Hauptwaffe im Kampf gegen die Schundliteratur sein. Dass zur Schulbücherei Bücher, und zwar viele Bücher, gehören, dass zur Anschaffung von Büchern ausreichende Mittel gehören, dass zur Betreuung der Bücherei ein richtiger Bücher- und Jugendfreund gehört, das muss als Voraussetzung gelten. Ferner möchte ich dringend zur Einführung des Freihandsystems raten, wo es noch nicht der Fall ist, zur Mitarbeit von Schülern im Ausleih- und Ordnungsdienst und zur Einführung der schliesslich zur Gewohnheit werdenden Regel, dass jeder Bezüger eines Werkes bei der Rückgabe — sei es auch nur auf der Rückseite des Lesezettels — seinen Eindruck über die beendete Lektüre schriftlich niederlegt. Die knappste Antwort auf die beiden Fragen «hat es gefallen?» und «warum?» ist wichtiger als die ausgiebigste Gleichgültigkeit. Wenn die Umstände es erlauben, ist ein Gespräch zwischen Bibliothekar und Benützer über die beidseitige Meinung über ein Buch — immer im Ton der Gleichberechtigung beider Partner geführt — von grosser Bedeutung. Die Sammlung von unbefangenen Schülerurteilen kann wichtige Beiträge zur *Lesepsychologie* ergeben, Beiträge zu einem Studium, das durchaus zur Pädagogik und zur Psychologie gehört oder gehören sollte und wesentliche Abklärungen in der Problematik der Entwicklungsjahre und damit der Schundliteratur vermitteln kann.

Wenn der Lehrer auf diese Weise die Lektüre seiner Schüler beachtet — es sei wiederholt: beachtet, nicht zensiert —, so kann er bei den ersten Anzeichen des Auftretens von individueller oder kollektiver Schundsucht eingreifen und die Angelegenheit in ihren Kausalzusammenhang zu stellen versuchen. Ich brauche mit Absicht das Wort *Sucht,* weil ich immer mehr zur Überzeugung gelange, das massenhafte Schundlesen — von leichteren und vereinzelten Fällen dürfen wir wirklich absehen und darauf verzichten, ihretwegen uns aufzuregen und die Hände zu verwerfen — das massenhafte Schundlesen gehöre ins Gebiet der

Süchtigkeit

d. h. ins Gebiet der krankhaften Süchte. Es empfiehlt sich, das Problem einmal von dieser pathologischen Seite her zu betrachten. Was ist Süchtigkeit? «Süchtigkeit, Sucht, Manie, übertriebener (oft krankhaft übertriebener) Drang nach einer gewissen (oft unnatürlichen) Art der Triebbefriedigung, von welcher der Betroffene aus eigener Kraft nicht mehr loskommt. Besonders häufig: Trunksucht, Kokain-, Morphium-, Schlafmittel-, Nikotinsucht; es gibt aber auch eine Wandersucht, Stehlsucht, Schwindelsucht, eine Sucht, Feuer zu legen, usw.» So zitiert aus dem Schweizer Lexikon. Ein entsetzlicher Katalog, und besonders verhängnisvoll ist das letzte Wort: «und so weiter». Wir kennen es, dieses verfluchte «und so weiter»: Kaugummisucht, Likörtäfelchensucht, Sportheldenbildchensucht, Filmstarbildersucht, Kinosucht, Spielsalonsucht — und eben die Schundliteratursucht. Ich wüsste nicht, was einen seiner gesamten erzieherischen Verantwortung auch nur einigermassen bewussten Lehrer daran hindern könnte, über jede stoffliche und pensummässige Schularbeit hinaus einmal, zweimal, zehnmal, zwanzigmal im Jahr das trübe Thema der Süchte in seiner ganzen grauenhaften Tragweite vor und mit den Schülern zu behandeln. Ich könnte mir *einen* einzigen ernsthaften Grund, es nicht zu tun, vorstellen: die eigene Süchtigkeit des Lehrers und infolgedessen die Furcht davor, sich dann vor den Schülern blosszustellen. Was in einem solchen Fall zu geschehen hätte, habe ich hier nicht zu erörtern. Ob es im übrigen der Rechnungslehrer oder der Religionslehrer, der Deutschlehrer oder der Naturkundelehrer, der Schulvorsteher oder der Vorsitzende der Schulbehörde ist, der das Wort in dieser Sache vor den Schülern ergreift, ist belanglos. Wichtig ist, dass jemand den jungen, allem Wichtigtun zum Trotz völlig ahnungslosen Menschen beizubringen, zu erklären, vorzurechnen versucht, in was für einem entsetzlichen Spiel sie als die dümmsten aller Partner aufzutreten ausersehen sind. (Wenn ich an Walter denke, so bin ich sicher, dass eine einzige solche Lektion ihn von seiner an sich noch recht unschuldigen Schundsucht geheilt hätte.) Wie könnte eine Unterrichtsstunde dieser Art etwa tönen? Ich stelle mir ungefähr folgende

Ansprache

vor:

Liebe Schüler. Die allermeisten Leute müssen auf irgendeine Weise Geld verdienen. Sehr viele verdienen ihr Geld dadurch, dass andere Leute die von ihnen hergestellten oder gezüchteten oder geernteten Erzeugnisse kaufen, und zwar zu einem Preis, der grösser ist als die Herstellungskosten. Im Grunde genommen, kann man keinen Menschen zwingen, etwas zu kaufen. Aber die Natur selber übt den grossen Zwang aus, dass wir essen, uns kleiden und ein Dach über dem Kopf haben müssen. Dafür Geld auszugeben und infolgedessen dafür Geld zu verdienen, davon ist niemand, unter den heutigen und hiesigen Lebensverhältnissen wenigstens, befreit. Daneben aber gibt es Einnahmen, die der Einnehmer nicht wieder ausgeben muss und die als Reingewinn zu einem mehr oder weniger ausgeprägten Wohlstand oder Reichtum führen. Und es gibt Ausgaben, die an sich nicht nötig sind, die aber — wirklich oder bloss vermeintlich — unser Leben irgendwie verschönern. Sehr selten denken wir darüber nach, was mit dem Gelde geschieht, das wir ausgeben, und in der Regel können wir es auch nicht erfahren. Eines aber ist so klar und so einfach, dass wir es kaum bewusst beachten: es gibt immer jemand, der mit dem Geld, das jeder von uns ausgibt, nicht nur zu einem Verdienst, sondern zu einem reinen Gewinn kommt. Könnte der Gewinner uns zwingen, ihm seine Ware regelmässig abzukaufen, ob sie nötig sei oder nicht, so wären wir für ihn etwas Ähnliches wie eine Kuh, die der Bauer jeden Tag melkt. Für den Verdiener und Gewinner ist es selbstverständlich, dass er sich jedes Mittels zu bedienen versucht, um sein Einkommen erstens zu vermehren und zweitens regelmässig zu machen. Wenn es sich um Dinge handelt, die der Käufer nicht unbedingt anschaffen *muss,* wie etwa Nahrung und Kleidung, sondern wo er frei *wollen* oder nicht wollen kann, so überlegt sich der Verkäufer, wie er den Käufer versuchen, verlocken, verführen, im letzten und schlimmsten Fall *süchtig* machen kann. Dann geraten wir als Käufer aus dem Bereich des Wollens in denjenigen des Müssens; wir müssen das anschaffen, was der andere uns geben — nein, nicht geben, sondern verkaufen will. So und nicht anders entwickelt sich die Tragödie eines Rauschgiftbenützers, und der Rauschgifterzeuger, -händler und -vermittler schreitet über Leichen, ohne mit der Wimper zu zucken, wenn er nur seinen Gewinn aus der Sucht seiner Opfer zieht. — So und nicht anders geht es auch zu bei dem traurigen

Geschäft, das Schundliteratur zum Gegenstande hat, das am einen Ende der Kette einen ebenso gerissenen wie gewissenlosen Unternehmer und am andern eine gewaltige Menge von jungen und weniger jungen Leuten hat, die man gern als Dummköpfe bezeichnen möchte, wenn damit etwas Wesentliches gewonnen wäre. Und der Unternehmer am andern Ende der Kette zieht, zieht an seinen Opfern herum wie ein Puppenspieler an seinen Marionetten. Wollt ihr, liebe Schüler, euch das einfach gefallen lassen? Wollt ihr nicht wenigstens den Versuch machen, euerseits an der Kette zu ziehen oder mindestens die Kette loszuwerden? Ihr *seid* doch nicht Sklaven eines halben oder ganzen Verbrechers, der euch süchtig machen will oder schon gemacht hat!

Vielleicht denkt ihr, die Leute in dem Laden oder Kiosk, die euch die Schundhefte verkaufen oder leihen, seien doch nette und unschuldige Menschen, die einerseits die Wertlosigkeit ihrer Ware nicht erkennen und anderseits auch irgendwie ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. Das mag sein; immerhin muss euch doch auffallen, dass eine «richtige» Buchhandlung solche Ware zu verkaufen ablehnt, ganz einfach weil sie schlecht ist. Und die kleinen Vertreiber hangen ihrerseits an der Kette. Hinter ihnen stecken die Vertriebsagenten und hinter denen jener Unternehmer, in den meisten Fällen ein Ausländer.

Wie uninteressant solche Vertriebsagenten oft — vielleicht immer — sind, kann ich euch beweisen. Ob das die passenden Leute sind, um eure Lieferanten zu sein, das solltet ihr euch wohl überlegen. Hier sind die Auskünfte über sechs Personen, die einer bedeutenden Firma Schundheftserien angeboten haben (Personen- und Ortsnamen sind weggelassen, weil es nicht um die einzelnen geht, sondern um das ganze System und die Qualität der daran Beteiligten):

Fall 1. Buchhändler von Beruf; machte sich selbständig, hatte aber keinen Erfolg; zog in eine andere Stadt; geriet in Geldschwierigkeiten; leistete freiwillig Militärdienst oder betätigte sich als Handlanger und Händler; befährt die Jahrmärkte und Messen und hält Bücher feil; bescheidener Verdienst; mehrmals fruchtlos ausgepfändet; in moralischer Hinsicht verschieden beurteilt.

Fall 2. Träger eines akademischen Grades, Fabrikdirektor, dann aus unbekannten Gründen weggezogen; eine Zeitlang in amtlicher Stellung; Inhaber eines kleinen Verlages; Herausgeber zweier Heftserien; in persönlicher Beziehung ist nichts Nachteiliges zu melden; eigenartig und unheimlich ist die Gleichzeitigkeit von akademischer Bildung und Herausgeberschaft von Schundliteratur.

Fall 3. Inhaber einer Firma mit hochklingendem Namen, deutscher Staatsangehöriger, in der Schweiz aufgewachsen, von Beruf Kaufmann, Prokurist einer Firma, die in Konkurs geriet; dann Vermittler; geriet wegen unseriöser Machenschaften vor Gericht und wurde verurteilt; dann Vertreter und Reisender für verschiedene Firmen; unklare wirtschaftliche Verhältnisse; wird verschieden beurteilt; gibt sich gern den Anschein eines bemittelten Bürgers.

Fall 4. Die Beurteilung von verschiedenen Seiten lautet nicht günstig; die allgemeine Lage gilt als undurchsichtig; wird sogar als Betrüger bezeichnet.

Fall 5. Vertreibt im Nebenamt eine ausgesprochene Schundserie mit geringem Gewinn; sonst ist nichts Nachteiliges bekannt; begnügt sich in einem Angebot mit 50% des Verkaufspreises.

Fall 6. Verkäufer von allem möglichen; habe ein sehr gutes Mundwerk, könne geradezu faszinierend reden und die Leute einnehmen; finanziell sei er schwach; am früher bewohnten Ort habe er Schulden hinterlassen und in moralischer Hinsicht keinen guten Ruf genossen.

Das sind die sechs Fälle, liebe Schüler. Ich wiederhole die Frage, ob das wohl die passenden Leute seien, um die Lieferanten eurer Lektüre zu sein . . . Sie aber — im allgemeinen offensichtlich Leute, die ohne weitere Überlegung alles und jedes benützen, um sich finanziell über Wasser zu halten — und ihr mit euren paar Rappen pro Heft sollt dazu beitragen, dem eigentlichen Unternehmer den Sack zu füllen. Wieviel aber in jenem Sacke Platz hat und Platz findet — und ich mache euch nochmals eindringlich darauf aufmerksam, dass ihr gut genug dafür seid, jenen Sack füllen zu helfen —, das sollt ihr auch vernehmen. Ich lese euch wörtlich vor, was in der von der Arbeitsgemeinschaft deutscher Lehrerverbände Ende Oktober 1952 herausgegebenen Bekanntmachung «Jugend in Gefahr» steht (Seite 8): «Nach Mitteilung Prof. Dovifats, Leiter des Instituts für Publizistik an der freien Universität Berlin, betrug im vorigen Jahr (1951) der

Umsatz an Schundschriften

etwa 20 Millionen DM. Ein Staatsanwalt in Köln teilte am 19. März 1952 mit, dass bis zu diesem Datum 78 solcher Fortsetzungsreihen bestanden. Das bedeutete, wenn man nur bei einer einzigen Reihe eine vierzehntägige Auflage von 50 000 Stück zugrunde legt, eine Jahresauflage dieser einen Heftreihe von 1,2 Millionen Stück; die Herausgabe von 78 solcher Fortsetzungsreihen bedeutet also eine Jahresproduktion von 93 600 000 Stück Schundheften. Dabei ist zu beachten, dass die Verleger die Auflagenhöhe ihrer vierzehntägigen Auflagen nicht verraten, vielfach jedoch mit Auflagen von 100000 Stück alle zwei Wochen zu rechnen ist. Wenn man bedenkt, dass der grösste Teil dieser Hefte von mindestens vier und mehr Lesern verschlungen wird, dann wird der Umfang der Verbreitung erschreckend klar. Die Herstellung der von Prof. Dovifat nachgewiesenen Heftreihen bedingt einen Jahresverbrauch von 2433 Tonnen Papier. — Diese Heftreihen bringen den Herstellerfirmen, ihren ‚Autoren' und Verbreitern unverantwortlich hohe Gewinne ein. Nach den unter Zeugen erfolgten Aussagen eines Verlegers bekam der Autor einer Heftreihe für etwa 60 solcher Heftmanuskripte 35 000 DM. Setzt man nun eine vierzehntägige Auflage von nur 50 000 Stück voraus, so erzielte der Verlag für diese eine Heftreihe (er gab gleichzeitig noch zwei andere heraus) 1,2 Millionen DM. Die Herstellungskosten eines solchen für 40 Pf. verkauften Heftes betragen nach gewissenhaften Kalkulationen 8, 7 bis 10 Pfg. Setzt man also die Herstellungskosten mit 300000 DM. und ferner für Rabattierung (Vertrieb und Einzelhandel) 50 % an, so verbleiben dem Verleger für eine einzige Heftreihe jährlich etwa 300000 DM. Gewinn. Dieses Vermögen, welches der Jugend und somit der Volkswirtschaft entzogen wird, dient also nur dem unberechtigten Bereicherungsstreben einzelner. Das entscheidende Merkmal der Schundproduktion ist das eines Opiat-Monopols, welches von Sondersteuern befreit ist.»

Liebe Schüler. Wer von euch nach all diesen Mitteilungen gleichgültig die Achseln zuckt und ohne weitere Überlegung weiterfährt, sich auf diese niederträchtige Weise ausbeuten zu lassen, dem ist allerdings nicht zu helfen, weil er — wir wollen es deutlich sagen — zu dumm ist. Und gegen Dummheit kämpfen nicht nur die

Lehrer, sondern die Götter vergebens. Wer unter euch nicht zu dumm ist, der merkt sich wenigstens soviel: Gebt euer Geld nicht sinnlos dem erstbesten Ausbeuter! Euer junges Leben gehört euch! Eure freie Zeit gehört euch! Eure Zukunft gehört euch! Wenn ihr uns, die wir es gut meinen mit euch, nicht glauben und gehorchen wollt, so glaubt und gehorcht wenigstens auch nicht irgendeinem unbekannten Händler, Vermittler, Verleger, Verfasser! Wenn wir schon nicht gut genug sein sollen als eure Helfer und Berater, so haltet mindestens nicht jene Leute, von denen ihr noch weniger wisst als von uns, für vertrauenswürdiger! Gebt wenigstens eure freie Zeit und einen wichtigen Teil eures jungen Lebens nicht jenen Dunkelmännern! Sie stehlen euer Geld, eure Zeit, euer Denken, eure Seele! Was ihr einmal verloren habt, bekommt ihr nicht zurück! Es geht um euch selber!

Meine Damen und Herren. Vielleicht bringt ein Angriff in dieser Form, ein Angriff durch

Aufklärung

der gegenwärtigen oder ausersehenen Opfer der Schundsucht einigen Erfolg. Ich bin zu dieser «Rede an die Schüler» abgeschweift beim Erwähnen der wünschenswerten Kontrolle dessen, was die Schüler lesen, und die Lesekontrolle habe ich im Zusammenhang mit der Schulbücherei erwähnt. Nun ist nicht zu übersehen, dass mit der Beendigung der Schulpflicht das Leseproblem und damit das Problem der Schundsucht in keiner Weise unerheblich geworden ist, in der Weise etwa, dass gutgeführte Schüler jetzt sozusagen für ewige Zeiten saniert und immun seien und schlimme Fälle ohnehin hoffnungslos verloren seien. Weder sind Rückfälle unmöglich, noch ist ein weiterer Kampf aussichtslos. Aber es braucht auch hier Waffen zum Kampf, und die Waffen heissen *Berufsschulbücherei, Gemeindebücherei, Vereinsbücherei, Aufklärung.* Das Vorhandensein einer leicht zugänglichen Bibliothek, sei es in der Berufsschule (und zwar mit Werken auch allgemeinen und nicht nur berufskundlichen Wertes), in einer den Jugendlichen und den Erwachsenen zu günstigen Zeiten offenstehenden Gemeindeinstitution (mit grossem Vorteil verbunden mit einem heimeligen Leseraum), innerhalb einer Vereinsorganisation für diejenigen, die ihr körperliches und seelisches Heil nur noch in einem Verein zu finden glauben — die Bibliothek sollte zu einer Selbstverständlichkeit werden wie die Wirtschaft oder wie die Kirche. Fortschrittlich gesinnte Fabrikbetriebe besitzen bereits eigene Betriebsbibliotheken oder bedienen sich der kistenweisen Ausleihe der Schweizerischen Volksbibliothek und regen damit die jugendlichen und erwachsenen Betriebsangehörigen an, ihrer Freizeitlektüre die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Dass eine Bücherei sich niemals aus eigenen Einnahmen finanziell im Gleichgewicht halten kann, ist eine nur zu gut bekannte Tatsache. Es braucht Zuschüsse. Und hier wenden wir uns an die

Behörden

im umfassendsten Sinn des Wortes. Wir bitten die Behörden um Verständnis für die Notwendigkeit der öffentlichen und amtlichen Teilnahme am Kampf gegen die Schundseuche. Gleichgültigkeit ist hier nicht viel anderes als Mittäterschaft durch Geschehenlassen. Der Hinweis auf vorhandene gesetzliche Bestimmungen ist recht und schön, aber man muss erstens die gesetzlich gegebenen Möglichkeiten zum Einschreiten gegen ein Übel auch praktisch durchführen und zweitens Bestimmungen ändern oder ergänzen oder neu schaffen, wenn dies zur Erfassung neuer Verhältnisse nötig ist. Der Schundliteratur ist gar nicht so leicht beizukommen, leider, wie man annehmen könnte oder möchte. Die Bundesverfassung hält fest am Grundsatz der *Pressefreiheit* und der *Gewerbefreiheit,* und keine kantonale oder gar kommunale Vorschrift kann diese Grundrechte ausser Kraft setzen, es sei denn, die Verfassung selber biete die Möglichkeit zu einschränkenden Massnahmen oder zur Bestrafung von Missbräuchen. Dies ist glücklicherweise der Fall, wenn auch — seien wir uns darüber ganz klar — das «Glück» an einem kleinen Orte Platz hat und zu keinen Jubelorgien Anlass bietet. Die Einschränkung von Bundes wegen — nämlich durch das Strafgesetzbuch — erstreckt sich einzig auf die Literatur, die zur Überreizung des Geschlechtsgefühls verleitet, auf mehr nicht. Der gesamte Kriminalschund, der Hand in Hand mit den am laufenden Band vorgeführten Kriminalfilmen das Volk überflutet, bleibt völlig unbehelligt, obwohl grundsätzlich auf kantonalem Boden (z. B. durch das bernische Einführungsgesetz zum Strafgesetzbuch) die Anreizung zum Verbrechen ebenfalls unter Strafe gestellt ist. Es ist aber auf diesem Gebiete so wie auf manchem andern: der Bürger nimmt an, die Polizei und hinter ihr die Behörden seien dazu da, um Verstösse, die er als solche empfindet, automatisch vor den Richter zu bringen. Wenn dies nicht geschieht, so schimpft er vielleicht und hält damit seine Bürgerpflicht für erfüllt, oder er nimmt gar an, seine Meinung stimme mit der amtlichen nicht überein und es empfehle sich daher nicht, eine Affäre daraus zu machen, weil er ja dann doch den kürzern ziehe. Dass es erstens grundsätzlich keine Vorzensur gibt, zweitens der Kontrollinstanz schlechterdings unmöglich ist, von sich aus alle Schundhefte rechtzeitig zu lesen (sowenig wie alle Filme zu sehen), dass drittens der Bürger selber zur Anzeige berechtigt oder gar verpflichtet ist, das überlegt er sich in der Regel nicht. Schlimmer ist ein Grund zu passivem Verhalten, der ein aktives Vorgehen zur Erklärung hat: wenn nämlich ein Kläger abgewiesen worden ist, weil der Richter den zur Verurteilung und Bestrafung nötigen Tatbestand gar nicht anerkannt hat und im Gegensatz zum Kläger feststellt, oder was man so «feststellen» nennt, es handle sich *nicht* um einen Fall von Überreizung des Geschlechtsgefühls oder *nicht* um einen Fall der Anreizung zum Verbrechen, womit dann die Presse- und Gewerbefreiheit wieder einmal glücklich gerettet ist. Dass ein Kläger sich wie unverdient geohrfeigt vorkommt, kann niemand wundernehmen; dass er inskünftig wenig Begeisterung zeigt, sich einer ähnlichen Abfuhr auszusetzen, auch nicht; ebenfalls nicht, dass sein Sinn für den vorhandenen Schutz der öffentlichen Ordnung mehr oder weniger ins Wanken gerät. Ein dermassen für den Kläger verlorener Handel wirkt ebenso lähmend auf weitere Kreise, und es sind nicht die verachtenswertesten innerhalb der Volksgemeinschaft, wie er auf der Seite des Angeschuldigten propagandistisch als Sieg gewertet wird und selbstverständlich als Einladung zur Weiterführung einer offiziell als unschädlich bezeichneten Tätigkeit, die man dann beinahe als nützlich deuten kann. Dass umgekehrt ein vom Kläger gewonnener Handel wie ein reinigendes Gewitter wirken würde, ergibt sich als weitere Einsicht.

Solchen verlorenen Gefechten zum Trotz kann es keine Kapitulation geben. Der

Kampf gegen die Schundseuche

geht weiter, *muss* weitergehen. Zum Kampf gehört — ich erwähne damit nichts Neues — die Erzeugung und

der Vertrieb des *guten Schrifttums,* das thematisch, ausstattungsmässig und vor allem preismässig in der Lage sein muss, den Schundheften gegenüber eine ernsthafte Konkurrenz darzustellen. Die private und die kollektive, offiziell geförderte Verleger- und Herausgebertätigkeit auf diesem Gebiet verdient jede Unterstützung. Was die private Tätigkeit betrifft, so ist im Kanton Aargau nicht lange zu suchen, um ein rühmliches Beispiel zu finden. Der Verlag *Sauerländer* in Aarau ist zu einem schweizerischen Begriff für andauerndes, ehrliches Streben nach gehaltvoller, guter Jugendlektüre geworden. Was dieses Haus in jahrzehntelangem Bemühen und verlegerischem Wagemut geleistet hat, kann gar nicht richtig ermessen werden. Jeder, der mit der Jugend und den erzieherischen Problemen um sie herum zu tun hat, ist dem Verlag Sauerländer von Herzen dankbar dafür, dass er so unentwegt mit in der Reihe steht und mitstreitet für das gute, gegen das schlechte Jugendschrifttum.

Unter den kollektiven Herausgebern ist an erster Stelle das *Schweizerische Jugendschriftenwerk* zu nennen, dessen bisheriger Umsatz in die Millionen geht und das es fertiggebracht hat, in unserer so unendlich zusammengesetzten Bevölkerung eine Anerkennung zu finden, die ihresgleichen sucht.

Eine überaus gehaltvolle Sammlung vorwiegend für Erwachsene, aber mit manchem Heft auch für Jugendliche und Schüler bilden die *Guten Schriften,* wobei das zwar wohl nach wie vor hoffnungslose Bedauern über den rührend braven Namen der Sammlung ein neues Mal wiederholt werden soll. Man dürfte nämlich mit der lieblichen Illusion Schluss machen, das «Gute» in diesem Titel locke die «Bösen» an, und sich vielmehr mit dem Risiko auseinandersetzen, dass mancher an sich weder übertrieben Gute noch übertrieben Böse vor soviel angepriesener Tugendhaftigkeit zurückweicht — etwas, was die Sammlung eben gerade nicht verdient, denn qualitativ ist die Gute-Schriften-Sammlung der höchsten Anerkennung wert.

Zur finanziellen Seite all dieser Ausgaben noch ein paar Worte. Bei einem privaten Verleger macht es sich der Aussenstehende oft recht bequem. Er denkt, der Verleger mache so oder anders sein gutes Geschäft und werde mit der Gewissheit eines Naturgesetzes steinreich — so wie jener Schundproduzent mit seinen 300000 DM. im Minimum. Dass auch dort Enttäuschungen und Verluste vorkommen, ist jedoch klar, und es braucht immer neuen Wagemut, um die Kalkulationen für eine neues Werk so zu treffen, dass ein Reingewinn wahrscheinlich wird, den wir natürlich einem ehrenwerten Verleger so gerne gönnen, wie wir ihn einem Schundhersteller von Herzen missgönnen. Die grosse Unbekannte ist und bleibt die Käuferschaft. Es gab Fälle, wo Betreuer des guten Jugendbuches nach Prüfung des Manuskriptes dem Verleger die Veröffentlichung eines Werks mit Begeisterung empfahlen, aber die Leute, auf die es angekommen wäre, d. h. die kaufenden Erwachsenen und die lesenden Jungen, warteten dann mit einer Enttäuschung auf, indem das Buch nicht so begehrt wurde, wie man erwartet und gewünscht hatte. Erfahrene Verleger und Buchhändler geben einem die erstaunlichsten Gründe für den Erfolg oder Misserfolg an; auf den Titel komme es an, und auf das Umschlagbild komme es an (es dürfe nämlich in der Regel auf keinen Fall etwa künstlerisch apart sein, sondern lieber die beinahe kitschige Wiedergabe einer Photographie oder eine Photomontage). Vor kurzem erzählte mir ein Redaktor, es sei für die von ihm betreute Zeitschrift statistisch über jeden Zweifel hinaus erwiesen, dass das Titelbild einer verhältnismässig oder wirklich hübschen Frau genüge, um den Absatz der betreffenden Nummer in der deutschen Schweiz um rund 10000 Exemplare zu steigern. Darf man hier auch zitieren: «Das ewig Weibliche zieht uns hinan»? Wenn das für eine Zeitschrift für Erwachsene gilt, sozusagen wenn das am *dürren* Holz geschieht, wie soll's beim *grünen* werden, nämlich bei der Jugend? Antwort: dort nachgeben, wo das Nachgeben Anpassung bedeutet und das Gegenteil von Sturheit und Halsstarrigkeit ist. Im Zweifelsfall ziehen wir doch ein gutes Werk hinter einem unguten Umschlag einem Schund in anziehender Aufmachung vor. Die Verbreiter des Schundes sind, um ihren Zweck zu erreichen und den Profit einzuheimsen, in der Wahl der Mittel nicht zimperlich. Es ist nicht einzusehen, warum die Gegenseite es sein und vorziehen sollte, allenfalls in Schönheit zu sterben.

Mit in der Kampflinie stehen ausser den Betreuern des guten Jugendbuches auch alle jene Firmen und Behörden, die ihre Machtbefugnisse dazu benützen, die Schundliteratur zu verbieten oder ihr Schwierigkeiten im Absatz zu bereiten; ich erinnere an die Bahnhofkioske, an die wichtige, wenn auch wenig bekannte Kontrolltätigkeit der Post- und Zollbehörden an der Landesgrenze gemäss bestimmten Vorschriften.

Fassen wir zusammen:

Ich fürchte, Ihnen wenig oder nichts Neues und Wesentliches gebracht zu haben, und zweifle nicht daran, dass Sie keine Ratschläge bedürfen, wie Sie als Pädagogen sich im Kampfe gegen die Schundseuche zu verhalten haben. Was mich beruhigt, ist die Tatsache, dass Sie mit der Wahl des Themas beweisen, wie wach Sie der andauernden Gefahr gegenüber sind. Die andere Seite schläft nicht; also haben auch wir aufmerksam zu bleiben und uns etwa folgende Punkte zu merken:

1. Die Eltern mache man bei jeder passenden Gelegenheit und mit jedem passenden Mittel darauf aufmerksam, dass sie die Verantwortung tragen für das literarische Klima, in dem die Kinder während der Vorschulzeit aufwachsen. 2. Das Kind verdient von Anfang an bis zur Mündigkeit die genaueste Beobachtung seiner Beziehungen zur Literatur; damit ist keine zur Opposition reizende Zensur über alles und jedes gemeint, sondern eine für das Kind zur Selbstverständlichkeit werdende Gesamtstimmung der lebendigen Anteilnahme am Lesegut. 3. Die Lehrerschaft soll in der schulmässigen und privaten Lektüre der Schüler jederzeit einen wichtigen Partner am unterrichtlichen und erzieherischen Werk betrachten und sie dementsprechend wichtig nehmen. 4. Die Aufmerksamkeit, die die Erwachsenen der Lektüre der Jugend widmen, erhöht in den Augen der Jugend selber den Wert ihrer Lektüre, die damit zum Gegenstand vermehrter Beachtung auch in bezug auf die Qualität wird. 5. Dem Bürger als Glied der Gemeinde, des Kantons und des Bundes erwächst die Pflicht, mit einem Minimum von Zivilcourage überall dort einzuschreiten, wo die Möglichkeit zu defensivem oder offensivem Einschreiten sich ergibt; defensiv durch die Errichtung von Hindernissen auf dem Weg zwischen den profitierenden Erzeugern der Schundsucht und den als Opfer ausersehenen Lesern jedes Alters und Standes; offensiv durch die Verbreitung der empfehlenswerten, aufbauenden Literatur für Jugend und Volk und durch die Beseitigung aller Hindernisse, die einer nutzbringenden Begegnung im Wege stehen können.

Das Ideal der Schunderzeuger und -vertreiber scheint

zu sein die Verseuchung und Versüchtigung der Umwelt zum Zwecke des persönlichen Gewinns. Unser Ideal sei die Entseuchung und Entsüchtigung des Volkes und die Erziehung des Menschen zur kulturtragenden und kulturgestaltenden Persönlichkeit. Sollten wir jemals zugeben, das Ideal der Gegenseite sei verlockender und stärker? Niemals! *Hans Cornioley*

Veröffentlicht mit der frdl. Erlaubnis der Redaktion des «Berner Schulblattes».

Besprechung von Jugendschriften

Vom 7. Jahre an

ROTH-STREIFF LILI: *Der dumme August und die Tiere.* Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1953. 24 S. Gebunden. Für Mitglieder Fr. 5.—.

Die Verfasserin führt uns in schlichten Versen und lustigen Bildern in das Leben eines Wanderzirkusses ein. Der dumme August wird von Alberto, dem Direktor, fortgejagt. Er hatte nicht untätig zusehen können, wie die Hunde mit der Peitsche geschlagen wurden. Mit ihm zieht aber auch die Fröhlichkeit aus dem Zirkus, und Albertos Kasse bleibt leer. Im Walde, unter Blättern, verbringt August eine traurige Nacht. Mäuslein gesellen sich am Morgen zu ihm. Sie lehrt er allerlei Kunststücklein und kehrt mit ihnen, von Sehnsucht geplagt, zum Zirkus zurück, wo ihn Alberto mit Freuden wieder aufnimmt.

Die Illustrationen zu diesem Kinderbuche sind liebevoll gezeichnet, wobei die acht farbigen, zum Teil ganzseitigen, echt kindertümlich wirken. Man spürt dahinter viel Liebe und Güte fürs Kindergemüt. *W. L.*

Vom 10. Jahre an

MEYER OLGA: *Urs. Eine Geschichte aus den Bergen.* Verlag Sauerländer, Aarau, 1953. 254 S. Leinen. Fr. 9.90.

Das Buch wurde in der Jugendbuch-Beilage Nr. 6 vom Dezember 1953 besprochen. Dabei wurde «des Guten fast zu viel» getan und das blinde Mädchen, das erst in die Stadt zur Operation fährt, und der lahme Knabe, der erst Anzeichen der Besserung zeigt, schon als geheilt gemeldet. Sie sind es am Schluss der Geschichte noch nicht. Die Hoffnung auf Heilung wird aber durch die ganze Erzählung hindurch so genährt, dass man am Ende gar nicht merkt, dass sie noch nicht Tatsache geworden ist. Das zeugt für die Kraft der Schilderung. Die erwähnte Besprechung darf übrigens, das ging aus ihr wohl zu wenig deutlich hervor, durch eine warme Empfehlung des Buches ergänzt werden. *M. B.*

Vom 13. Jahre an

DOONE RADKO: *Rote Vögel über gelbem Fluss.* Benziger Verlag, Einsiedeln, Zürich, Köln, 1953. 191 S. Leinen. Fr. 8.90.

Als Geisel zieht der kleine Chinesenjunge Chen, der Sohn aus dem Hause Wu, mit einer Räuberbande durch weite, unbekannte Gebiete seiner Heimat. Unterwegs lernt er Land und Leute kennen, befreundet sich mit einem ebenfalls verschleppten jungen Amerikaner, reist mit dem Räuberhauptmann nach Peking und wieder zurück ins Winterlager, stets darauf bedacht, unerkannt zu bleiben, bis ihm endlich zusammen mit seinem amerikanischen Freunde die Flucht gelingt. Hart und unbarmherzig geht es manchmal zu in dieser abenteuerlichen Geschichte, aber dazwischen auch wieder wunderbar friedlich und menschlich. Sogar der durchtriebene Räuberhauptmann zeigt in seiner väterlichen Zuneigung zu Chen menschliche Züge eigener Art. Chen selbst, sein amerikanischer Freund Joe King und der kleine Wing bewähren sich als drei Buben, die wissen, was sie zu tun haben. Die mannigfaltigen Geschehnisse sind ungemein geschickt ineinander verwoben, und die Handlung wird folgerichtig bis zum guten, wenn auch leicht theatralischen Ende vorgetrieben. Die sprachliche Form in der Übertragung aus dem Englischen von Christiane Bottomore lässt kaum etwas zu wünschen übrig, und die Zeichnungen von Harry Deitch veranschaulichen einzelne Episoden und Schauplätze klar. Gesamteindruck: eine Räubergeschichte nach dem Herzen vieler Buben *F. W.*

AICK GERHARD: *Schweres Eis voraus.* Der Kampf um die Nordwest-Passage. Verlag Carl Überreuter, Wien, 1953. 240 S., kart. Fr. 9.30.

Das Thema ist sehr interessant und vorzüglich gestaltet. Wir verfolgen die Fahrt der Fregatte «Investigator» und die Erlebnisse ihrer Besatzung im Jahre 1850. Es gelingt ihnen unter unsäglichen Mühen und Gefahren, die entscheidende Stelle der Nordwest-Passage nördlich von Alaska und Kanada zu entdecken. Das Buch ist vor allem wertvoll, weil es dem Leser zeigt, wie Grosses nur geleistet werden kann durch Zusammenarbeit, durch unablässiges Mühen, durch Aufopferung und durch Einsatz der stärksten körperlichen, seelischen und geistigen Kräfte. Es zeigt aber auch, wie diese Kräfte wachsen an einer grossen Aufgabe. Die Lektüre ist spannend, sie wird unterstützt durch zahlreiche Bildtafeln, Karten und ein Verzeichnis der maritimen Ausdrücke mit Erläuterungen. *M. B.*

HAHN BEATE: *Die Gartenfibel.* Verlag Rascher, Zürich, 1948. 72 S. Leinen. Fr. 7.80.

Die Gartenfibel — sie erscheint in zweiter Auflage — wendet sich an Kinder, Eltern und Grosseltern. Der Verfasserin ist das Kunststück aber nicht gelungen, ihr Büchlein für alle drei Lebensalter mundgerecht zu machen. Sie redet zu Kindern, die Zeichnungen sind für Kinder berechnet, der Stoff aber kann von Kindern nicht erfasst werden.

Der Untertitel nennt das Ziel der Gartenfibel: Ein ermunternder Führer durch die zwölf Monate des Gärtnerjahres im Freiland, in der Zimmer- und Balkongärtnerei. Sie wird das Ziel mit Erwachsenen erreichen können, und wir empfehlen diesen das Büchlein zu fleissiger Benützung. Es wird ihnen Rat, Anleitung und Anregung bieten. Die 220 Illustrationen von Ursel und Esther Bartning sind leider klein und undeutlich geraten, auch der Druck verlangt gute Augen. *M. B.*

DE SELINCOURT AUBREY: *Zwei Schiffe und ein Mann* (Mr. Orams Story). Benziger-Verlag (Einsiedeln, Zürich, Köln), 1952. 184 S. Leinen. Fr. 8.90.

Ein originelles Buch. Der Zauber unerforschter Meeresweite und einer entdeckungsgierigen fernen Zeit leuchtet schon aus dem stimmungsvollen Umschlag Li Rommels, die auch das Buch in eigenwilliger, aber dem Stil der Geschichte entsprechender Weise illustriert hat. Kapitän Oram erzählt dem abenteuerhungrigen Hafenjungen David die drei Weltreisen des berühmten Seefahrers James Cook. Eigenartig ist dabei, wie die Erzählung sich teils aus den Berichten des Kapitäns aufbaut, teils immer wieder durch die durch sie aufgestachelte Phantasie des Knaben weitergesponnen wird, Dichtung und Wahrheit so wunderlich mischend, dass der junge Leser anfänglich kaum drauskommen wird, was Tatsachenbericht und was nur Traum ist. Hat er sich aber einmal richtig eingelesen, wird ihn die Erzählung in ihren Bann schlagen. Besonders fesselnd ist die letzte Fahrt Cooks beschrieben, der auf den Hawai-Inseln in einer Auseinandersetzung mit den Eingeborenen fern der Heimat fiel. — Die Erwartungen und Gedanken des Lesers finden in den Fragen Davids ihren Niederschlag, die Tragik, die über dieser grossen Seefahrergestalt liegt, in der zurückhaltenden Erzählweise des von ihr erfüllten Kapitäns. *R. R.*

SPONSEL HEINZ: *Columbus, Admiral der Meere.* Verlag Theodor Oppermann, Hannover (Meissners Jugendbücher, Bd. 1), 1952. 160 S. Halbleinen. Fr. 6.45.

In Band I von Meissners Jugendbüchern (in der gleichen Reihe erschienen auch die Lebensbilder eines Amundsen, Kopernikus, Edison, Magallanes u.a.m.) entwickelt Heinz Sponsel das grossartige und dramatisch-bewegte Leben Christoph Columbus'. In zwölf knapp gefassten Bildern sind die wichtigsten Stationen dieses Lebens voll der kühnen Pläne und gewagten Unternehmungen, voll der Niederlagen und Siege festgehalten. Es ist fürwahr ein ungewöhnlicher Weg, auf dem der kleine Schiffsjunge und Sohn eines armen genuesischen Tuchwebers in einem sagenhaft anmutenden Aufstieg emporklettert zu dem vom spanischen Königspaare verliehenen Titel eines «Admirals der Meere», und auf dem er hernach von Missgünstlingen in Ketten geschlagen wird und schliesslich als gebrochener Mann einsam und beinahe vergessen stirbt. Als Ganzes genommen ist diese Biographie für die Hand des jugendlichen Lesers eine sehr erfreuliche Leistung, wobei allerdings nicht unerwähnt bleibe, dass die dem wuchtigen Stoffe gemässe Sorgfalt im Sprachlichen da und dort unbeachtet blieb. Die hübschen Textzeichnungen steuerte Wilhelm Praetorius bei. *H. A.*

Redaktion des «Jugendbuchs» JAKOB HAAB, Sekundarlehrer, Schlösslistrasse 2, Zürich 7